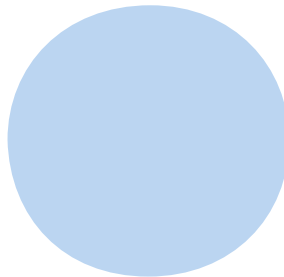


Heft 12/2015

Germanistik in der Schweiz

Zeitschrift der
Schweizerischen Akademischen
Gesellschaft für Germanistik

Herausgegeben von Michael Stolz und Robert Schöller



germanistik.ch
Verlag für Literatur- und Kulturwissenschaft

Deutschscheizer Dialekte in der Öffentlichkeit Beliebtheit, Stereotypen und Spracheinstellungen

VON REGULA GASS

The following paper analyses language attitudes of speakers from the German-speaking part of Switzerland towards Swiss German dialects. First, it gives an overview of studies that have dealt with similar topics. Then the language attitudes of Swiss German speakers are analysed by means of two different research methods: One part of the paper uses discourse analysis as a tool to identify common stereotypes and dominant opinions on Swiss German dialects in newspaper articles and an online forum. The other part of the analysis uses research methods from a branch of linguistics called Folk Linguistics, which was developed in the United States and uses hand-drawn dialect maps as well as relatively open questionnaires to find out more about the language attitudes of non-linguists. The results of the two studies are then compared and contrasted.

1 Vorbemerkungen

«Schönster Dialekt: ganz klar Züricher... Zürich ist ja auch die schönste und geilste Stadt in der CH!!!! Ich finde eigentlich alle Dialekte cool, ausser Walliser – schrecklich! Und als Zürcher muss ich ja gegen den Aargauer- und Baslerdialekt sein! Thurgauer ist auch anstrengend, so «gäääägig!» (1.5.2005)

Dieses Zitat des Users *pillermaik*, entnommen aus dem Diskussionsforum auf <www.hitparade.ch>, gehört zu einem Typus von Äusserungen, wie sie im Schweizer Alltag häufig anzutreffen sind. Es handelt sich dabei um die Bewertung verschiedener Schweizer Dialekte durch linguistische Laien, ein Thema, das nicht nur im Internet, sondern auch in Gesprächen zwischen Schweizerinnen und Schweizern oftmals hitzig diskutiert wird. Äusserungen wie diese gehören in der Linguistik zum Gegenstandsbereich der Spracheinstellungsforschung und somit zu den Phänomenen, die im Folgenden genauer betrachtet werden sollen. Hierzu werde ich auf zwei Methoden aus verschiedenen Forschungszweigen rekurreren: In einem ersten Schritt soll der öffentliche Diskurs über die Dialekte der Deutschschweiz untersucht werden. Zu diesem Zweck werden Zeitungsartikel sowie ein Online-Forum, in denen Dialekte diskutiert und kommentiert werden, mithilfe diskurslinguistischer Analyseverfahren untersucht. Die zweite empirische Untersuchung

ordnet sich in die Tradition der «Perceptual Dialectology» ein. Diese eher junge Disziplin befasst sich mit handgezeichneten Sprachkarten von linguistischen Laien sowie deren Antworten auf relativ offene Fragen zu Assoziationen mit den einzelnen Dialekten. Bevor die Ergebnisse dieser Untersuchungen dargelegt werden, sei ein kurzer Überblick über den Forschungsstand zu Einstellungen linguistischer Laien gegenüber Deutschschweizer Dialekten gegeben.

2 Forschungsstand

Im Bereich der Einstellungen der DeutschschweizerInnen zu den einzelnen Dialekten besteht noch Forschungsbedarf (vgl. BERTHELE 2006, S. 164). Es gibt jedoch einige wichtige Studien, deren Ergebnisse für die vorliegende Studie von Interesse sind: So fasst RIS (1992) zusammen, welche Stereotypen sich im Laufe der Jahrhunderte über verschiedene Gebiete in der Schweiz gebildet haben und bezieht diese auch auf sprachliche Eigenheiten. Dabei streicht er die Bedingtheit von Spracheinstellungen gegenüber Dialekten von Kantonsstereotyp einerseits und Höreindruck andererseits heraus (RIS 1992, S. 756). WERLEN (1985) hat eine der bedeutendsten und systematischsten Erhebungen über Laienurteile zu Deutschschweizer Dialekten vorgelegt. An seiner Pilotstudie nahmen insgesamt 107 Personen aus verschiedenen Regionen der Deutschschweiz teil. WERLEN wollte den Einfluss von Kantonsstereotypen möglichst klein halten und liess deshalb die Teilnehmenden Hörproben verschiedener Dialekte anhören. Dann mussten sie ein semantisches Differential ausfüllen, auf dem sich Adjektivpaare wie beispielsweise «kühl/gefühlvoll» befanden, und angeben, welche Dialekte am besten verständlich seien und welche ihnen am besten gefielen (vgl. WERLEN 1985, S. 201–209). Während bei der Verständlichkeit bei allen drei Probandengruppen die Dialekte von Zürich, Bern, Basel sowie dem Thurgau und Luzern hohe Werte erreichten, wurden «Bergdialekte» (WERLEN 1985, S. 212), wie etwa der des Wallis, als eher schwer verständlich eingestuft (vgl. Werlen 1985, S. 210–212). Bei der Frage zum Gefallen der Hörbeispiele zeigten sich Unterschiede zwischen den Probandengruppen, die WERLEN (1985, S. 213f.) auf die unterschiedlichen Herkunftsorte zurückführt. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Berner Dialekt in dieser Studie bei allen Gewährspersonen relativ beliebt zu sein scheint, während sie den Ostschweizer Dialekten gegenüber eher negativ eingestellt sind. Zürich und Basel befinden sich ebenfalls eher am unteren Ende der Beliebtheitskala; hier hängt das Urteil vom Herkunftsort der HörerInnen ab. Tendenziell neigten die Teilnehmenden dazu, Dialekte, denen sie geographisch nahestehen oder die sie selbst sprechen, eher positiv einzuschätzen (vgl. WERLEN 1985, S. 213–216). Im

semantischen Differential wurden Zuschreibungen vorgenommen, die sich auch im alltagssprachlichen Diskurs über Dialekte häufig beobachten lassen. Der Berner Dialekt wurde beispielsweise als *gemütlich*, *heimelig* oder *blumig* bezeichnet (vgl. WERLEN 1985, S. 217).

Die nächste grössere Studie zur Einschätzung von Deutschschweizer Dialekten wurde von HENGARTNER (1993/1995) durchgeführt. Diese Untersuchung hatte zum Ziel, nicht nur den Höreindruck, sondern auch die Stereotypen zu den Kantonsmundarten zu berücksichtigen und in Erfahrung zu bringen, inwieweit sich Stereotyp und Höreindruck decken. Darum enthält die Untersuchung zwei Schritte: Zuerst wurde ein Fragebogen ausgefüllt, in dem unter anderem nach der Beliebtheit und Bekanntheit von Dialekten gefragt wurde. Im zweiten Schritt wurden dann Hörbeispiele vorgespielt. Die ProbandInnen beantworteten Fragen zur Verständlichkeit und zum Gefallen der Hörproben und füllten ein semantisches Differential aus (vgl. HENGARTNER 1993, S. 129f.). In Bezug auf die Erhebung zu den Stereotypen schreibt HENGARTNER (1995, S. 86): «[E]ine positive Stellung zum eigenen Idiom ist so an allen Untersuchungsorten gegeben, allerdings im Osten etwas weniger ausgeprägt». Des Weiteren wurden der berndeutsche, der Walliser und der Bündner Dialekt von allen HörerInnen recht positiv eingeschätzt; Basel, Zürich und St. Gallen hingegen erfuhren eher negative Bewertungen (vgl. HENGARTNER 1995, S. 85–88). In Bezug auf die Bewertung der Hörproben stellt HENGARTNER fest, dass diese oft nicht mit der stereotypen Vorstellung des jeweiligen Dialekts kompatibel ist, sondern die Bewertungen meist positiver ausfallen als die im Fragebogen zur entsprechenden Varietät gemachten Aussagen (vgl. HENGARTNER 1995, S. 89f.).

CHRISTEN (1998) geht im Rahmen eines Exkurses innerhalb einer dialektologischen Untersuchung auf Spracheinstellungen der DeutschschweizerInnen ein. Ähnlich wie RIS (1992) weist CHRISTEN (1998, S. 260) auf die Wichtigkeit der politischen Einheit der Kantone für die Kategorienbildung linguistischer Laien hin. So griffen 57,5 % der Personen, die sie bat, ihren eigenen Idiolekt zu benennen, auf einen Kantonsnamen zurück. Der Rest wählte Bezeichnungen, die auch oder nur Regionen, Landesteile oder Dörfer mit einbezogen (vgl. CHRISTEN 1998, S. 263). Auch wenn es darum ging, andere SprecherInnen im Hinblick auf ihren Dialekt einzuordnen, wurde «die Kategoriengrösse ‹Kanton› mit überwältigender Mehrheit bevorzugt» (CHRISTEN 1998, S. 264). Ein weiterer Punkt, den CHRISTEN (1998, S. 264f.) betont, ist die unterschiedlich gute Kenntnis verschiedener Kantonsmundarten. So können beispielsweise Personen, die Zürich-, Bern- oder Baseldeutsch sprechen, meist problemlos eingeordnet werden, während etwa Sprecherinnen und Sprecher aus dem Aargau oftmals nicht dem Aargau, sondern Zürich oder Bern zugeordnet werden. Diese Unterschiede in der Kenntnis schweizerdeutscher Varietäten

lassen sich laut CHRISTEN (1998, S. 265) durch historische, politische, demographische und geographische Gegebenheiten erklären.

HOFER (2004) hat eine kleinere Pilotstudie durchgeführt, in der es um das Sprachwissen (womit hier nicht die Sprachkompetenz, sondern das Wissen der SprecherInnen über die Sprache gemeint ist, vgl. HOFER 2002, S. 216) und die Einstellungen der Gewährspersonen ging. Der Fokus liegt dabei auf der Wahrnehmung von Grenzen durch Gewährspersonen aus Basel. Es wurde eine ähnliche Methode verwendet wie beim Ansatz der «Perceptual Dialectology»: Es sollten Sprachkarten der Umgebung Basels (inklusive Frankreich und Deutschland) gezeichnet werden (vgl. HOFER 2004, S. 29). Das Zeichnen der Sprachkarten erfolgte völlig frei. Daraus resultierte eine grosse Vielfalt an verschiedenen «Kartentypen», die der Autor unter anderem in kognitive und geographische Karten unterteilt (vgl. HOFER 2004, S. 31). Es zeigt sich in dieser Studie also vor allem, welche verschiedenen Möglichkeiten linguistische Laien nutzen können, um ihre Vorstellungen von Sprachsituationen zu visualisieren.¹

Studien über Spracheinstellungen zur gesamten Deutschschweiz, in denen auch wahrnehmungsdialektologische Methoden angewandt wurden, hat schliesslich BERTHELE (2006; 2010) durchgeführt. Er interessiert sich vor allem für die kognitiven Vorgänge, die bei der Verortung und Bewertung sprachlicher Varietäten stattfinden. So wurden die Gewährspersonen auch gebeten, Sprachen und Dialekte mit verschiedenen abstrakten Zeichnungen in Verbindung zu bringen, von denen manche eher spitze und kantige, andere eher runde oder blütenartige Formen aufwiesen. Während die Dialekte Berns und Basels mit weichen und runden Formen assoziiert wurden, wurden für das St. Galler- und Zürichdeutsche eckige und spitze Bilder gewählt; zudem wurden ebendiese Bilder auch dem Standarddeutschen zugeordnet (vgl. BERTHELE 2010, S. 254–257). Kommentare der Gewährspersonen, in denen der Ostschweizer Dialekt als «spitz» oder «hoch» bezeichnet wurde, sowie die Assoziationen mit den abstrakten Bildern lassen vermuten, dass ein Zusammenhang zwischen dem Lautbild eines Dialekts oder einer Sprache und der bildlichen Vorstellung, die man davon hat, besteht, wobei sowohl Konsonantismus als auch Vokalqualität eine Rolle spielen können (vgl. BERTHELE 2006, S. 172f.; 2010, S. 261–263). Allerdings sind auch Stereotypen ein Faktor, der

1 In weiteren Arbeiten hat sich HOFER (1997, 2002) mit Spracheinstellungen von SprecherInnen aus dem Kanton Basel gegenüber verschiedenen Varietäten dieses Kantons befasst. Auch SIEBENHAAR (2000; 2002a; 2002b) hat Spracheinstellungen in einzelnen Regionen der Schweiz untersucht; schwerpunktmässig setzt er sich dabei mit dem Kanton Aargau auseinander. Aus Platzgründen wird hier jedoch nur auf diejenigen Studien im Detail eingegangen, die mit Sprachkarten arbeiten oder Einstellungen gegenüber den Dialekten der gesamten Deutschschweiz erheben.

wesentlich zur Auswahl einer bestimmten bildlichen Darstellung beitragen kann (vgl. BERTHELE 2010, S. 255).

3 Diskurslinguistische Untersuchung

Die Diskursanalyse ist eine qualitative Forschungsmethode und weist Ähnlichkeiten zur Inhaltsanalyse wie auch zur Korpuslinguistik auf (vgl. CASPER 2002, S. 208–222). Die Methoden, die im Folgenden zur Anwendung kommen, sind aus der Einführung in die Diskurslinguistik von SPITZMÜLLER/WARNKE (2011) entnommen, ebenso wie die zentralen Termini. Der Diskurs wird bei ihnen definiert als «virtuelle Gesamtheit von Äusserungen [zu einem gegebenen Thema] in einer analytisch gegebenen Zeit» (SPITZMÜLLER/WARNKE 2011, S. 24). In einer konkreten Untersuchung kann der Diskurs als eine «Sammlung von Äusserungen über [ein Thema]» (SPITZMÜLLER/WARNKE 2011, S. 25) angesehen werden. Die letztere Definition wird im Folgenden zur Anwendung kommen. Die Autoren unterteilen die linguistische Diskursanalyse in die textuelle Ebene, die Ebene der Akteure und die transtextuelle Ebene. Für jede Ebene werden spezifische Untersuchungsgegenstände genannt.² Es ist jedoch nicht das Ziel einer linguistischen Diskursanalyse, jede einzelne dieser Komponenten zu berücksichtigen. Vielmehr ist es sinnvoll, diejenigen auszuwählen, die für das vorhandene Korpus von Belang sind, um so dem untersuchten Diskurs gerecht zu werden.

Im Folgenden soll eine Analyse eines Teilbereichs des Diskurses zur Dialektlandschaft der Deutschschweiz durchgeführt werden, und zwar anhand von Artikeln aus Schweizer Print- und Onlinemedien. Selbstverständlich kann dieser Diskurs nicht in seiner Vollständigkeit erfasst werden. Die untersuchten Beiträge sollten vielmehr als Beispiele betrachtet werden, in denen sich Tendenzen zeigen können, die charakteristisch für den Diskurs als Ganzes sind. Die Analyse der Zeitungsartikel wird ergänzt durch die Betrachtung eines Online-Forums, das sich mit dem Thema Deutschschweizer Dialekte beschäftigt, da dort alle ihre Meinung kundtun können – die Akteure dieses Diskurses haben, anders als bei Medienbeiträgen, keine Autoritätsposition im Diskurs inne.

2 Zusammengefasst werden alle Ebenen der Diskurslinguistik und ihre Komponenten im Modell «DIMEAN» (Diskurslinguistische Mehr-Ebenen-Analyse), abgebildet und erläutert bei SPITZMÜLLER/WARNKE (2011, S. 197–201). Im Folgenden werden nur diejenigen Aspekte des Modells genauer erläutert, die auch bei der Analyse des Korpus zur Anwendung kamen.

Kommen wir zum ersten Teilkorpus, zu den Zeitungsartikeln: Für die Suche nach im Druck erschienenen Artikeln habe ich die Datenbank ‹Lexis/Nexis University› genutzt. Die Volltextsuche wurde so eingeschränkt, dass lediglich in Schweizer Medien gesucht wurde. Zunächst wurde dann nach dem Lemma ‹Schweizer Dialekte› gesucht. Danach wurde jeder der Deutschschweizer Kantone in Verbindung mit dem Suchwort ‹Dialekt› eingegeben, also etwa ‹Basler Dialekt›. Weitere gängige Dialektbezeichnungen wie ‹Ostschweizer Dialekt›, die sich nicht auf einen Kanton, sondern auf eine grössere Region beziehen, sowie Synonyme für Kantonsmundarten wie ‹Baseldeutsch› für ‹Basler Dialekt› habe ich ebenfalls berücksichtigt. Die gefundenen Artikel mussten danach durchgesehen und gefiltert werden, sodass eine Sammlung relevanter Texte erstellt werden konnte. Als für die Untersuchung relevant wurden sowohl Artikel und Interviews eingestuft, die sich speziell mit einem oder mehreren Dialekten befassen, als auch solche, in denen es um andere Themen (wie etwa Musik oder Literatur) geht, in denen aber in diesem Kontext explizite Aussagen über Dialekte und deren Rolle für das diskutierte Thema gemacht werden. Das Korpus wurde um Artikel aus Online-Zeitungen erweitert, die ich mit Hilfe einer Suchmaschine gesammelt habe. Die Sammlung von Zeitungsartikeln enthält in der Summe 61 Texte, von denen zwölf aus Online-Medien stammen.

Der zweite Teil des Korpus besteht aus den Forumseinträgen. Es handelt sich dabei um eine Forumsdiskussion auf dem Internetportal www.hitparade.ch. Auf der Internetseite werden unter verschiedenen Rubriken Produkte der Populärkultur aufgelistet, die sich in der Schweiz besonders gut verkaufen. Zudem enthält sie ein Diskussionsforum, in dem sich sowohl angemeldete User als auch Gäste äussern können. In diesem Forum befindet sich die Diskussion, die der Untersuchung zugrunde liegt. Die Ausgangsfrage lautet, welcher Schweizer Dialekt der ‹schlimmste› sei. Darauf folgen Antworten auf diese Frage, aber auch Einträge mit allgemeinen Aussagen über Dialekte oder Meinungen darüber, welches der beste und schönste Dialekt sei. Insgesamt enthält die Diskussion gut 500 Einträge. Der älteste stammt vom 20.4.2005, der neueste vom 12.12.2013 (Stand 8.1.2014). Für die diskurslinguistische Untersuchung ist diese Forumsdiskussion also sehr ergiebig, da eine rege Beteiligung linguistischer Laien über einen relativ grossen Zeitraum hinweg stattgefunden hat.

In einem ersten Schritt steht nun die Frage im Zentrum, ob gewisse Adjektive gehäuft im Zusammenhang mit verschiedenen Dialektnamen genannt werden. So soll abgeklärt werden, ob etwa häufig vom ‹gemütlichen Berner Dialekt› gesprochen bzw. geschrieben wird. Hierzu habe ich einen Suchvorgang bei ‹Lexis/Nexis University› durchgeführt und sämtliche Kantonsnamen der Deutschschweiz in Verbindung mit dem Wort ‹Dialekt› in Schweizer Medien gesucht. Sodann habe ich alle Einträge, in denen der Dialektname zusam-

men mit einem Adjektiv verwendet wurde, ausgewertet und Listen der benutzten Adjektive erstellt. Im Gegensatz zum zweiten Teil der Untersuchung wurde hier also nicht auf Artikel fokussiert, die Aussagen über Dialekte machen, sondern darauf, welche Merkmale einzelnen Dialekten ganz grundsätzlich im Alltag zugeschrieben werden. Adjektive wie *ausgeprägt* oder *deutlich* wurden dabei nicht berücksichtigt, da sie sich nicht auf den Dialekt selbst, sondern auf die Erkennbarkeit des Dialektes bei einem Sprecher oder einer Sprecherin beziehen. Einen Sonderfall bildet das Adjektiv *breit*. Dieses kann sich sowohl auf die Ausprägung des Dialekts als auch auf den Dialekt selbst beziehen. *Breit* stellt denn auch bei allen Dialekten die mit Abstand häufigste Bezeichnung dar. Dies spricht dafür, dass es sich eher um eine Beschreibung der Ausgeprägtheit des Dialekts handelt. Es ist aber trotzdem interessant, dass der Berner Dialekt 20-mal als *breit* bezeichnet wird, während dies beim Zürcher Dialekt nur achtmal der Fall ist, und dies, obwohl für den Zürcher Dialekt insgesamt fast doppelt so viele Nennungen vorliegen wie für den Berner Dialekt. Dies lässt wiederum vermuten, dass *breit* auch als Bezeichnung für phonetische Eindrücke verwendet wird. Es handelt sich wohl um eine Kombination aus beidem; *breit* wird wahrscheinlich sowohl verwendet, um eine starke Ausprägung des Dialekts zu signalisieren, als auch als Beschreibung für ein sprachliches Merkmal der Varietät selbst.

In Bezug auf die restlichen Adjektive fällt auf, dass gewisse Gruppen von Dialekten mit ähnlichen oder denselben Attributen versehen werden. Dies trifft zum einen auf die Gruppe der Ostschweizer Dialekte zu, die häufig als spitz und für das Gehör eher unangenehm bezeichnet werden (*nasal, sonor, giftig, nervig*). Zum anderen treten die Adjektive *urchig/urig* und *kernig* recht häufig auf, und zwar vor allem in Verbindung mit denjenigen Dialekten, die in ländlichen, häufig alpinen Gebieten angesiedelt sind. Diese Adjektive betreffen weniger den Höreindruck als vielmehr die Wahrnehmung, dass diese Dialekte schon lang existieren und archaisch und grösstenteils unverfälscht geblieben sind. Während dem Zürcher Dialekt sowohl positive (*schön, gepflegt, wohlklingend*) als auch negative (*sperrig, schartig*) Merkmale zugeschrieben werden und die Ostschweizer Dialekte eher negativ konnotiert sind, scheinen die Dialekte Graubündens und Berns sehr positiv besetzt zu sein. Nicht nur gibt es zu ihnen die grösste Anzahl verschiedener Adjektive, diese sind auch durchweg positiv. Während beim Berner Dialekt vor allem die angenehme Klangqualität beschrieben wird (*samtig, federnd, wohlig, schön/wunderschön*), kommen beim Bündner Dialekt auch Adjektive hinzu, die andeuten, dass dieser Dialekt dem Sprecher oder der Sprecherin in der Interaktion mit Mitmenschen Vorteile verspricht (*sexy, einnehmend*).

Damit komme ich zum zweiten Teil der Korpusauswertung, zur Analyse der Textthematika und der Themenentfaltung (vgl. dazu im Detail SPITZMÜLLER/WARNKE 2011). Diese basiert auf dem Korpus aus 61 Zeitungsartikeln.

Wie bereits erwähnt, beinhaltet dieses Korpus nicht nur Texte, die die Eigenschaften einzelner Dialekte zum Thema haben, sondern auch solche, in denen die Dialekte im Kontext eines anderen Themas, wie etwa Musik oder Literatur, erwähnt und diskutiert werden. Eine Analyse der Textthematika und der Themenentfaltung, wie sie von SPITZMÜLLER/WARNKE (2011, S. 161–163) vorgeschlagen wird, bietet sich deshalb an. Untersucht wurde, welche Aussagen über welche Dialekte im Zusammenhang mit dem Thema gemacht werden. Die weitaus häufigste Kategorie stellt das Thema der Beliebtheit und Unbeliebtheit von Dialekten dar. Eng damit verknüpft ist auch das Thema der Assoziationen mit Dialekten, welches im obigen Kapitel bereits gestreift wurde. Was sich bei der Analyse der mit den Dialektnamen genannten Adjektive bereits angedeutet hat, wird hier bestätigt: Die Ostschweizer Dialekte werden als sehr unbeliebt, unästhetisch und wenig sympathisch dargestellt. Während manche Artikel über Umfragen zur Beliebtheit von Dialekten berichten und sich somit auf statistisch gegebene Fakten beziehen, stützen sich andere auf Expertenmeinungen. Schliesslich machen die VerfasserInnen der Texte auch vielfach Aussagen über Dialekte, die nirgends belegt werden, sondern entweder als allgemeingültig dargestellt oder klar als persönliche Meinung deklariert werden (etwa in einer Kolumne). Während in einigen Artikeln lediglich über die Unbeliebtheit der Ostschweizer Dialekte berichtet wird oder deren mangelnder ästhetischer Wert erwähnt wird, thematisieren andere Artikel Phänomene, die damit in Zusammenhang stehen. So ist wiederholt von einem Minderwertigkeitskomplex der SprecherInnen in Bezug auf ihren Dialekt die Rede. Auch wird ausgesagt, dass Personen des öffentlichen Lebens durch ihren Ostschweizer Dialekt Nachteile erwachsen können. Erklärt wird die Unbeliebtheit der Ostschweizer Dialekte in den meisten Fällen anhand lautlicher Merkmale (wenn sie denn überhaupt erklärt wird); wenn jedoch die Befunde der Linguistik im Text behandelt werden, wird auch die Funktion von Stereotypen erwähnt, die massgeblich zur allgemeinen Wahrnehmung einer Varietät beitragen.

Wenn von der Beliebtheit und Schönheit bestimmter Dialekte die Rede ist, werden meist der Berner, der Bündner und der Walliser Dialekt genannt. Die damit einhergehenden Phänomene sind sehr ähnlich wie im umgekehrten Fall. Erklärungen erfolgen anhand lautlicher Merkmale oder der Tatsache, dass diese Dialekte von vielen Menschen mit positiven Erlebnissen, meist Urlauber und Ausflügen, verbunden werden. Der Begriff «Feriendialekte» taucht denn auch wiederholt auf und fungiert als Sammelkategorie, da ja, anders als bei den Ostschweizer Dialekten, keine Ähnlichkeit aufgrund geographischer Nähe gegeben ist. Personen, die einen dieser Dialekte sprechen, werden Vorteile im Alltag zugesprochen. Das Verhältnis der SprecherInnen zum eigenen Dialekt wird ebenfalls thematisiert; es wird häufig konstatiert, dass diese sich besonders stark mit ihrem Dialekt identifizieren und stolz auf ihn sind.

Ein weiterer Topos, der häufig in den Artikeln thematisiert wird, ist der Dialekt im Kontext von schweizerdeutscher Musik und Literatur. Bei den entsprechenden Artikeln handelt es sich meist um Interviews mit Künstlern, manchmal aber auch um Rezensionen. Was hier auffällt, ist eine starke Verbindung zwischen Mundartliteratur oder -musik und dem Berndeutschen. Wenn in einem Artikel über Künstler berichtet wird, die nicht den Berner Dialekt gewählt haben, wird auf die Frage eingegangen, wieso sie dies nicht getan haben, und hervorgehoben, dass es sich bei ihnen um Exoten (oftmals mit verringerten Erfolgchancen) handelt: «Während sich Berner Dialekt in der Rockszene etabliert hat, wirkt Ostschweizer Mundart auf viele noch immer provinziell und handgestrickt» (SDA, 14.11.2003). In einigen Artikeln werden auch Erklärungsansätze geboten, warum gerade der Berner Dialekt eine so grosse Tradition in der Literatur und der Musik hat. Diese nehmen Bezug auf die Unverfälschtheit und Natürlichkeit des Dialekts (SRF Musikwelle Magazin Online, 26.6.2013) oder auf seine Langsamkeit und Deutlichkeit (Tages-Anzeiger, 27.10.2006). Ein weiterer Erklärungsansatz lautet, dass der Berner Dialekt lediglich aufgrund des über lange Zeit tradierten Stereotyps, dass er schön und literarisch sei, eine Vormachtstellung genießt (St. Galler Tagblatt, 17.3.2012). Es kommt schliesslich auch vor, dass die Dominanz des Berner Dialekts hinterfragt wird, wenn etwa über den Rapper Bligg geschrieben wird, dessen Musik aufgrund des Zürcher Dialekts ungewohnt klinge (St. Galler Tagblatt, 21.1.2011).

Eine kleinere Themengruppe stellt die Partnerwahl dar. Hier geht es darum, welche Dialekte eine Person attraktiv machen und welche eher abschreckend wirken. Hier scheint der Bündner Dialekt als besonders erfolgreich zu gelten. In mehreren Ranglisten von attraktiven Dialekten wird dieser an erster Stelle angeführt, während der Ostschweizer Dialekt wiederum schlechte Bewertungen erhält: In einem Artikel wird er als «verstörend unsexy» bezeichnet (Tages-Anzeiger, 20.9.2004). Die letzte kleine, aber interessante Themengruppe ist die Verständlichkeit von Dialekten für Menschen, die kein Schweizerdeutsch beherrschen. Die Tendenz ist hier, dass der Walliser Dialekt als besonders unverständlich dargestellt wird, wenn er auch als sehr sympathisch gilt. Während der Walliser Dialekt klar als unverständlichster Dialekt zu gelten scheint, ist nicht auszumachen, welcher Dialekt gemeinhin als am besten verständlich gilt. Es werden dafür der Basler, der Bündner, der Zürcher, der Ostschweizer und der Luzerner Dialekt genannt, und von den Ostschweizern wird zudem geschrieben, dass sie das akzentfreieste Standarddeutsch sprechen. Anders als bei den Sympathiewerten scheint es also im Diskurs keine vorherrschende Meinung darüber zu geben, welcher Dialekt in Bezug auf die Verständlichkeit am besten abschneidet.

Eine weitere Analyseebene, die im Hinblick auf das vorliegende Korpus ergiebig ist, sind die lexikalischen Felder (vgl. SPITZMÜLLER/WARNKE 2011,

S. 164.). Ein lexikalisches Feld kann definiert werden als «Klasse von Wörtern mit gemeinsamen [semantischen] Merkmalen» (ebd.). Die Wahl von Elementen aus einem bestimmten lexikalisches Feld kann wesentlich zu den Assoziationen beitragen, die beim Lesen entstehen. Da auch im Zusammenhang mit den verschiedenen Deutschschweizer Dialekten immer wieder bedeutungsähnliche Beschreibungen und Begriffe im untersuchten Diskurs auftauchen, wird im Folgenden beschrieben, um welche lexikalischen Felder es sich dabei handelt und welche Assoziationen diese hervorrufen.

Um unbeliebte Dialekte zu beschreiben, werden meist Lexeme verwendet, die sich einem Feld «unangenehmer Höreindruck» zuordnen lassen. Die Adjektive, die verwendet werden, um den Ostschweizer Dialekt zu charakterisieren, sind beispielsweise *plärrend*, *gellend* und *nasal* sowie die im obigen Kapitel bereits aufgelisteten, ebenfalls oft auf einen unangenehmen Klang hindeutenden Attribute. Auch wird laut einem Artikel im Ostschweizer Dialekt nicht normal gesprochen, sondern «gequasselt» (Tages-Anzeiger, 16.1.2004). Zudem werden die Ostschweizer Dialekte – allen voran derjenige St. Gallens – als «kein phonetisches Meisterwerk» (Appenzeller Zeitung, 23.4.2013) bezeichnet, was eine der neutraleren Beschreibungen ist. Stärker negativ gefärbte Beschreibungen sind etwa «Hühnerhaut und Augenrollen, die natürliche Abwehrreaktion auf den St. Galler Dialekt» (St. Galler Tagblatt, 16.11.2012), «der Schrecken der Deutschschweizer Dialekte klingt so, als kratzte jemand mit den Fingernägeln über eine Wandtafel» (St. Galler Tagblatt, 16.11.2012) oder «der Dialekt tut weh in den Ohren» (NZZ Online, 11.6.2006). Das Bild, das mit diesen lexikalischen Elementen vom Ostschweizer Dialekt vermittelt wird, geht also bis hin zum physischen Schmerz, den das Anhören dieser Varietät verursacht.

Eine weitere Tendenz stellt die Wahl von Begriffen aus dem lexikalischen Feld der «Urtümlichkeit» dar. Sie werden auf die Dialekte von Appenzell, dem Wallis, Glarus, Graubünden und den Kantonen der Innerschweiz angewendet. Das beliebteste Adjektiv ist *urchig*. Diese Wortwahl ist insofern interessant, als es sich dabei um ein Adjektiv handelt, das im Standarddeutschen nicht existiert und somit auch dadurch, dass es ein Dialektismus ist, das typisch Schweizerische der erwähnten Dialekte unterstreicht. Weiterhin wird beispielsweise in Bezug auf den Appenzeller Dialekt gesagt, dieser lebe «von viele ureigenen Wörtern» (Appenzeller Zeitung, 11.3.2011). Die «urchigen» Dialekte werden auch mit Herzenswärme und Natürlichkeit assoziiert. «Wenn der künftige Arena-Moderator Patrick Rohr sein warmes, rundes Walliserdeutsch spricht, trifft er unmittelbar ins Herz» (Tages-Anzeiger, 28.10.1999) oder «schliesslich sind die Bündner und Walliser dem Himmel etwas näher» (Tages-Anzeiger, 21.2.2007) sind Beispiele für solche Aussagen. Ein lexikalisches Feld, das als Gegenpol zu dem der Urchigkeit und Natürlichkeit angesehen werden kann, ist die Unreinheit und Verfälschung von

Dialekten. Auch dieses ist nicht klar einem bestimmten Dialekt zugeordnet; vielmehr durchzieht es den ganzen Diskurs und scheint eine gewisse Grundangst und Beunruhigung auszudrücken, dass die Schweizer Dialekte verschwinden oder sich einander so stark annähern werden, dass sie nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind. Lexeme, die in diesem Zusammenhang häufig auftauchen sind *verwaschen*, *verwässert* und *Erosion*.

In einem zweiten Schritt wende ich mich nun der Analyse der Forumsbeiträge zu. Klare Tendenzen, welche Dialekte als besonders beliebt gelten können, gibt es im Forum nicht. Besonders häufig erwähnt werden aber die Dialekte Zürichs, Basels, des Wallis, der Ostschweiz sowie Graubündens, Berns und der Innerschweiz. Insgesamt wird jeder Dialekt der Schweiz mindestens einmal genannt. Es kommen auch Dialektbezeichnungen vor, die sich nicht an einem Kanton orientieren, sondern spezifischer sind, wie etwa «Basler Teig-Dialekt». Die häufig genannten Dialekte lassen sich jedoch unmöglich in eher beliebte und eher unbeliebte Dialekte einteilen; vielmehr werden sie allesamt kontrovers diskutiert. Es fällt auf, dass die geäußerten Meinungen meist recht dezidiert sind. So werden die Dialekte beispielsweise als «schrecklich», «grauenhaft» oder «scheusslich» bzw. als «hammer», «hoch erotisch» oder «mega geil» bezeichnet. Auch die Verständlichkeit der Dialekte wird im Forum diskutiert, und auch hier lässt sich keine klare Tendenz für einen als besonders verständlich beurteilten Dialekt ausmachen. Jedoch stimmen fast alle User darin überein, dass der Walliser Dialekt der unverständlichste sei. Die Kommentare hierzu lassen sich grob unterteilen in solche, in denen der Dialekt als unverständlich, aber lustig und sympathisch gesehen wird, und solche, in denen die Unverständlichkeit klar als negatives Merkmal dargestellt wird. Der einzige andere Dialekt, zu dem eine ebenso häufig geäußerte Zuschreibung eines bestimmten Merkmals vorliegt, ist das Berndeutsche. Dieser Dialekt wird immer wieder als langsam betitelt. Einige wenige Teilnehmende bestreiten dies zwar, doch im Allgemeinen scheint die Langsamkeit des Berndeutschen, betrachtet man die Forumdiskussion, ein extrem einflussreicher Stereotyp zu sein. Schliesslich fällt auf, dass zahlreiche Teilnehmende zwar einen oder mehrere Dialekte als unangenehm bezeichnen, aber auch eine Entschuldigung an die SprecherInnen dieses Dialekts anbringen oder aber explizit festhalten, dass sie nichts gegen die «Leute von dort» hätten, sondern lediglich die Sprache nicht mögen. Auf diejenigen Beiträge, die dies nicht tun, sondern pauschal negative Aussagen über Dialekte machen oder sich sogar den Sprechern gegenüber ebenfalls abfällig äussern, folgen oftmals Antworten, in denen die Person, die den Beitrag verfasst hat, aufgefordert wird, über ihre Haltung nachzudenken oder ihre Meinung heftig dementiert wird. Es ist also eine gewisse Reflexion über Stereotypen und Klischees vorhanden, auch wenn der Ablehnung gegenüber gewissen Dialekten sehr deutlich Ausdruck verliehen wird. Dies könnte durch die Angst vor negativen Reaktionen von anderen Kommentierenden begründet sein, oder

dadurch, dass man sich nicht als von Vorurteilen geleitete Person darstellen will. Es ist aber auch möglich, dass viele Menschen Dialekte tatsächlich als eigenständige Beurteilungsgegenstände ansehen, die nicht zwingend einen Einfluss auf die Bewertung von Sprecherinnen und Sprechern ausüben müssen.

Was wiederkehrende lexikalische Felder betrifft, so sind diese im Forum nicht so einfach auszumachen wie in den Zeitungsartikeln. Die Diskussion zeichnet sich hier durch eine sehr grosse Heterogenität aus. Ein Merkmal, das jedoch auffällig ist, ist die Tendenz vieler User, die Namen von Dialekten oder deren Sprechern im jeweiligen Dialekt (oder einer dem Stereotyp dieses Dialekts entsprechenden Varietät) zu schreiben. Beispiele dafür sind *Baaaseldyytsch*, *Sangallä*, *Kurer*, *Graubündä*, *Loozärn*, *Bääääääärmer* oder *Appizöll*. Bei all diesen Bezeichnungen werden phonologische Merkmale der jeweiligen Dialekte aufgegriffen, die gemeinhin als besonders auffällig zu gelten scheinen. Weitere lautliche Eigenschaften, die von den Diskussionsmitgliedern oft erwähnt werden, sind die verschiedenen Aussprachen des *r*-Lauts (vgl. dazu auch WERLEN 1980, S. 52ff.), des *l*-Lauts, der in manchen schweizerdeutschen Varietäten vokalisiert wird, oder die «sehr geschlossenen Vokale» (vgl. Haas 1982, S. 90) der Ostschweizer Dialekte.

4 Wahrnehmungsdialektologische Untersuchung

Die Wahrnehmungsdialektologie ist eine relativ junge Disziplin (vgl. HUNDT et al. 2010, S. XI). Ihr wichtigster Vertreter ist der amerikanische Linguist DENNIS PRESTON, der den Begriff «Folk Linguistics» prägte, die grundlegenden Methoden entwickelte und, auch gemeinsam mit anderen Linguistinnen und Linguisten, anhand dieser Methoden zahlreiche Studien in den USA durchführte (vgl. z.B. PRESTON 1989; 1999; LONG/PRESTON 2002; NIEDZIELSKI/PRESTON 2003). Die Arbeiten zur «Perceptual Dialectology», also den Vorstellungen und Einstellungen zu regional bedingten Varietäten, stehen im Zentrum der Forschung. In den USA, wo Preston und seine Kollegen die meisten ihrer Studien durchführten, konnte beobachtet werden, dass die nördlichen Varietäten als standardnah und korrekt empfunden werden, während das Englisch der ehemaligen Südstaaten stigmatisiert zu sein scheint und als wenig korrekt gilt. SprecherInnen, die aus dem Süden stammen, sind sich dieses Stigmas bewusst und vertreten auch selbst die Meinung, kein standardnahes Englisch zu sprechen. Dafür bezeichnen sie aber ihren Dialekt als angenehm; sie sehen dessen Stärken also vor allem auf der Ebene der «pleasantness», während die «correctness» anderen Dialekten zugeordnet wird (vgl. PRESTON 2002, S. 40–58). Die hier beschriebene Untersu-

chung orientiert sich an einer Pilotstudie, die in Deutschland durchgeführt wurde (vgl. HUNDT/ANDERS 2009; HUNDT 2010). Für meine eigene Studie musste das Untersuchungsdesign etwas abgewandelt werden, um den speziellen Gegebenheiten, die in der Schweiz in Bezug auf den Stellenwert von Dialekten und der Standardsprache im Alltag herrschen, gerecht zu werden. Der Aufbau des Fragebogens sowie die Wahl der Gewährspersonen werden im Folgenden beschrieben.

In einem ersten Schritt habe ich einen Fragebogen erstellt (s. die leicht gekürzte Fassung im Anhang), der demjenigen von HUNDT (2009; 2010) ähnelt. Einige Aspekte wurden jedoch modifiziert, um den Fragebogen an eine Teilnehmerschaft aus der Schweiz anzupassen. Fragen 1 bis 4 dienen dazu, demographische Merkmale zu erfassen, sodass allfällige durch Alter oder Bildung bedingte Variationen erkannt werden können. Fragen 5 bis 8 geben darüber Aufschluss, welchen Dialekt (oder welche Dialekte) die Gewährsperson als Kind erlernt hat und ob dies der gleiche ist, den sie immer noch spricht. Mit den Fragen 9 und 10 werden Autostereotyp und vermuteter Heterostereotyp erhoben. Es interessiert hier vor allem, in welchem Ausmass sich die Teilnehmenden über Stigma oder Prestige ihres Dialekts bewusst sind und ob dies einen Einfluss auf ihre Wahrnehmung ihres eigenen Dialekts hat. Frage 11 gibt über das aktive Wissen über Dialekte sowie deren räumliche Verortung Aufschluss. Frage 12 ist bewusst offen formuliert, um ein möglichst breites Spektrum an Assoziationen mit Dialekten zu erhalten. Die genannten Merkmale wurden erst im Nachhinein in Kategorien eingeordnet, wie sie ANDERS (2010, S. 268–275) vorschlägt. Frage 13 geht der Beliebtheit und Unbeliebtheit von Dialekten auf den Grund. Es ist hier interessant, inwiefern sich die Resultate mit den Befunden früherer Studien sowie den im diskurslinguistischen Teil dieser Arbeit aufgestellten Hypothesen decken. In Frage 14 und 15 wird nach der Eignung zur landesweiten Kommunikation und nach dem Eindruck von Seriosität gefragt. Mit diesen Fragen wird versucht, diejenigen Qualitäten zu erfassen, die in anderen Ländern der Standardsprache zugeschrieben werden, um so die Dimension der *«correctness»* trotz der in der Schweiz herrschenden Diglossie-Situation mit einzubeziehen. Frage 16 schliesslich fragt nach der allgemeinen Einstellung zu Dialekten. Die Hypothese ist hier, dass die Mehrheit der Teilnehmenden Dialekte wichtig findet und schätzt.

Insgesamt wurden 150 Fragebögen verteilt, von denen 79 ausgefüllt zurückkamen. Der Rücklauf blieb somit unter den Erwartungen, doch die Anzahl genügt, um gewisse Tendenzen festzustellen, zumal ein relativ breites Spektrum an verschiedenen Dialekten vertreten ist und die Gruppe der Teilnehmenden auch in Bezug auf Alter und Geschlecht gut durchmischt ist. Ein repräsentatives Bild der gesamten Deutschschweiz zu erhalten, wäre ohnehin nicht möglich gewesen und war auch nicht das Ziel der Studie. Vielmehr

ging es darum, Grundtendenzen zu erkennen, die in einer grösser angelegten Studie vertieft erforscht werden könnten. Die Gruppe der Teilnehmenden besteht zu 53.2 % aus weiblichen und zu 46.8 % aus männlichen Gewährspersonen. Es sind ProbandInnen aller Altersgruppen vertreten. In Bezug auf Beruf und Ausbildung lässt sich sagen, dass es sich um eine eher bildungsauffine Gruppe handelt; mehr als die Hälfte sind im Besitz einer Maturität oder eines Universitätsabschlusses.

Die Einteilung der Teilnehmenden in Sprechergruppen erfolgte anhand von Kantonsmundarten, da sich der Grossteil der ProbandInnen bei der Selbsteinschätzung an dieser Kategorie orientierte. Zusätzlich wurde die Gruppe «Mischdialekt» gebildet. Diese schliesst all jene ein, die sich keinem regionalen Dialekt zuordneten. Knapp die Hälfte der Gewährspersonen spricht Thurgauer (27.8 %) oder St. Galler Dialekt (16.5 %), gefolgt von den Gruppen Zürcher Dialekt (15.2 %) und Mischdialekt (10.1 %). Der Rest der ProbandInnen ist recht heterogen und besteht aus kleinen Gruppen, die verschiedenen Kantonen zugeordnet sind. Die «Übermacht» der Ostschweizer Dialekte verhindert einerseits, dass alle Deutschschweizer Dialekte gleich stark oder der Grösse des jeweiligen Kantons entsprechend vertreten sind und die Auswahl als repräsentative Stichprobe gelten kann. Andererseits ermöglicht sie es, das Augenmerk verstärkt auf diese als unbeliebt geltenden Dialekte zu richten. Die Fragebögen habe ich mit Hilfe des Statistikprogramms SPSS analysiert; gewisse Fragen wie die handgezeichneten Karten sowie die frei aufgelisteten Assoziationen wurden jedoch manuell ausgewertet.

Im Folgenden werden die Ergebnisse aus dieser Befragung knapp beschrieben. Beginnen wir mit der Frage, wie die Probanden ihren eigenen Dialekt wahrnehmen. Hier lässt sich feststellen, dass insgesamt eine recht positive Haltung gegenüber dem eigenen Dialekt beobachtbar ist. So hat keine Person notiert, der eigene Dialekt gefalle ihr überhaupt nicht. 7.6 % gaben an, ihr Dialekt gefalle ihnen eher nicht und 34.2 % wählten «neutral». Der grösste Anteil der Teilnehmenden (39.2 %) vermerkte, der eigene Dialekt gefalle gut, und 19.0 % entschieden sich für «sehr gut». Vergleicht man diese Resultate mit den bei HUNDT (2010, S. 187) aufgeführten Ergebnissen, wird ersichtlich, dass die deutschen ProbandInnen ihrem eigenen Dialekt gegenüber insgesamt negativer eingestellt sind. Die Dialekte scheinen also in der Deutschschweiz ein tendenziell höheres Ansehen zu geniessen als in Deutschland, was wahrscheinlich auch mit den sehr unterschiedlichen Einstellungen zur deutschen Standardsprache zusammenhängt (vgl. dazu z.B. SCHARLOTH 2005). Wie oben erwähnt, bietet es sich an, bei dieser Frage das Verhältnis der Teilnehmenden aus der Ostschweiz zu ihrem Dialekt genauer zu betrachten und mit den Gewährspersonen aus der restlichen Deutschschweiz zu vergleichen. Die folgende Tabelle zeigt die Antworten der OstschweizerInnen (also derjenigen Gewährspersonen, die angaben, Thurgauer, St. Galler oder

Schaffhauser Dialekt zu sprechen) und der anderen Teilnehmenden auf die Frage, wie gut ihnen ihr Dialekt gefällt.

Antwortmöglichkeit	OstschweizerInnen (in %)	Nicht-OstschweizerInnen (in %)
überhaupt nicht	0.0	0.0
eher nicht	8.8	6.7
neutral	52.9	20.0
gut	35.3	42.2
sehr gut	3.0	31.1

Tab. 1: Antworten auf die Frage: «Wie gefällt Ihnen Ihr eigener Dialekt?»

Vor allem bei der Bewertung des eigenen Dialekts als neutral bzw. gut oder sehr gut zeigen sich deutliche Differenzen. Es gibt einen signifikanten Unterschied zwischen beiden Probandengruppen.³ Die unterschiedlichen Werte deuten darauf hin, dass den Personen aus der Ostschweiz der eigene Dialekt weniger gut gefällt als den restlichen Teilnehmenden. Ein ähnliches Bild ergibt sich im Hinblick auf die Einschätzung der Fremdwahrnehmung des eigenen Dialekts. Hier zeigt sich, dass diejenigen Teilnehmenden, die einen Ostschweizer Dialekt sprechen, tendenziell davon ausgehen, dass ihr Dialekt in der restlichen Deutschschweiz wenig beliebt ist und bestenfalls als neutral wahrgenommen wird. Die restlichen ProbandInnen tendieren eher dazu, anzunehmen, dass ihr Dialekt als neutral wahrgenommen oder aber positiv bewertet wird.⁴ Diese Resultate zeigen, dass sich die linguistischen Laien aus der Ostschweiz des Stigmas bewusst sind, das ihrem Dialekt anhaftet. Interessant ist aber, dass dieses nicht nur ihre Meinung über die Fremdwahrnehmung ihres Dialekts zu beeinflussen scheint, sondern auch ihre eigene Wahrnehmung ihres Dialekts. Mit PRESTON (2003, S. 95) kann man also eine ausgeprägte «linguistischen Unsicherheit» oder ein mangelndes linguistisches Selbstbewusstsein von Menschen, die Ostschweizer Dialekt sprechen, konstatieren.

Kommen wir nun zur Auswertung der von den Probanden handgezeichneten Sprachkarten (Frage 11). HUNDT (2010, S. 190f.) unterscheidet zwischen

³ Um dies zu berechnen, habe ich einen Chi-Quadrat-Test durchgeführt. Er ergab eine Irrtumswahrscheinlichkeit von 0.002, was einer sehr hohen Signifikanz entspricht (vgl. ALBERT/MARX 2010, S. 128).

⁴ Der Chi-Quadrat-Test ergibt eine Irrtumswahrscheinlichkeit von < 0.001 , der Unterschied ist also auch hier signifikant.

einem exhaustiven, einem selektiven und einem autozentrischen Kartierungstyp. Der exhaustive Kartierungstyp deckt die gesamte Karte ab und bezeichnet jede Region (wobei die bezeichneten Regionen aber trotzdem sehr gross sein und verschiedene Gebiete zusammenfassen können); beim selektiven Kartierungstyp bleiben mehr oder weniger grosse Flächen leer und es werden einzelne Gebiete eingekreist und bezeichnet. Der autozentrische Kartierungstyp schliesslich bezeichnet nur einige Regionen, die sich in der Nähe seines eigenen Herkunftsortes befinden, und lässt den Rest der Karte leer. Die Grenzen zwischen den einzelnen Typen sind nicht immer ganz klar. Auch bei der Durchsicht der Schweizer Sprachkarten fiel es mir bisweilen schwer, eine Einteilung zu treffen. Die grosse Mehrheit der Teilnehmenden kreiste einzelne Regionen ein, anstatt die Sprachkarte mit Linien zu unterteilen, oder trug lediglich Dialektnamen ein, ohne Regionen einzuzeichnen, und liess so zwangsläufig gewisse Flächen leer; zum Teil waren diese aber so gering, dass die bezeichneten Regionen fast die gesamte Deutschschweiz bedeckten und die Gewährsperson zum exhaustiven Kartierungstyp gezählt werden musste. Nachdem – notwendigerweise mit einem gewissen Ermessungsspielraum – eine Einteilung erfolgt war, zeigte sich, dass 41.8 % der Gewährspersonen zum exhaustiven und 57.0 % zum selektiven Kartierungstyp gehören, der autozentrische Typ aber nur mit 1.3 % vertreten ist.

Betrachtet man die Sprachkarten der Deutschschweizer ProbandInnen genauer, zeigt sich, dass hier durchschnittlich zwölf Dialekte eingezeichnet wurden. Nur 3.8 % der Teilnehmenden zeichneten weniger als sechs Dialekte ein. 49.4 % zeichneten sechs bis elf Dialekte ein und 47 % zeichneten mehr als elf Dialekte ein. Tendenziell scheinen also Personen, die in der Deutschschweiz leben, ein recht differenziertes Wissen über ihre Dialekte zu besitzen. Ob dies mit dem allgemein hohen Stellenwert des Dialekts im Alltag zusammenhängt, kann nicht mit Sicherheit beantwortet werden; die Vermutung liegt jedoch nahe. Die folgende Abbildung zeigt ein Beispiel einer Sprachkarte mit hoher Wissensdifferenziertheit, die sich sowohl in der Anzahl eingezeichneter Dialekte als auch in den detailgetreuen Grenzen zwischen den Dialekten niederschlägt.

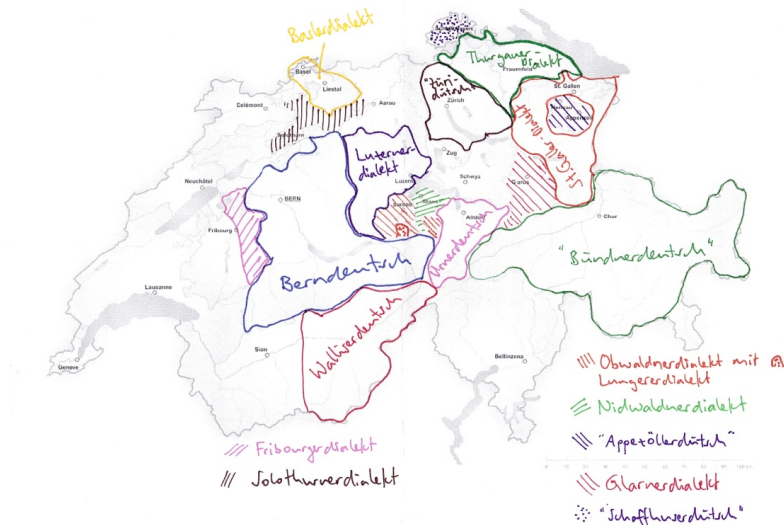


Abb. 1: Karte mit hoher Wissensdifferenziertheit

Was die Häufigkeit der verschiedenen Dialekte in der Gesamtmenge der Sprachkarten betrifft, so lässt sich sagen, dass insgesamt eine sehr grosse Anzahl unterschiedlicher Dialekte genannt wurde. Ähnliche Bezeichnungen für die gleiche Varietät (also zum Beispiel Zürcher Dialekt und Züridütsch) wurden zu einheitlichen Kategorien zusammengefasst. So finden sich insgesamt 54 verschiedene Dialekte, von denen einige sehr häufig genannt wurden, andere aber nur wenige Male oder nur ein einziges Mal auftauchen. Diese lassen sich in den meisten Fällen mit dem bei HUNDT (2009, 2010) erwähnten Phänomen der Mikro- und Makrokartierung erklären. Demnach besitzen linguistische Laien ein differenzierteres Wissen über die Dialekte, die sich in der Nähe ihres eigenen Wohn- oder Herkunftsortes befinden, und zeichnen dort folglich mehr und kleinere Dialektregionen (Mikroarten) ein, während sie bei weiter entfernten Dialekten dazu tendieren, grosse Flächen zusammenzufassen. So unterschieden Personen aus der Innerschweiz beispielsweise oft zwischen den Dialekten von Uri, Obwalden und Nidwalden, während diese von anderen Teilnehmenden häufig unter dem Namen «Innerschweiz» zusammengefasst werden. Auch die nur vereinzelt genannten Dialekte lassen sich meist auf dieses Phänomen zurückführen; so wurde beispielsweise von zwei Basler Probanden ein Laufentaler Dialekt genannt und zwei Teilnehmende aus Luzern nannten den Entlebucher Dialekt. Die zwölf Dialekte, die am meisten Nennungen aufweisen, sind in der folgenden Tabelle aufgelistet, gemeinsam mit der Prozentzahl der Gewährspersonen, die diesen Dialekt auf ihrer Karte einzeichneten.

Dialektbezeichnung	Nennungen (in %)
Berner Dialekt	95.0
Zürcher Dialekt / Basler Dialekt	88.8
Bündner Dialekt	86.3
Walliser Dialekt	81.3
St. Galler Dialekt	70.0
Appenzeller Dialekt	60.0
Thurgauer Dialekt	53.8
Luzerner Dialekt	46.3
Aargauer Dialekt	43.8
Schaffhauser Dialekt / Glarner Dialekt	40.0

Tab. 2: Die am häufigsten genannten Dialekte in den handgezeichneten Sprachkarten

Diese Resultate sind nicht überraschend, da sowohl die als am prägnantesten und «speziellsten» empfundenen Dialekte (Walliser, Bündner und Appenzeller Dialekt) als auch die grössten und bedeutendsten Städte der Deutschschweiz (Zürich, Basel und Bern) in den vordersten Rängen vertreten sind. Es lässt sich also letztlich nicht klar entscheiden, ob lediglich die Vorstellung von Dialekten beim Zeichnen der Sprachkarten eine Rolle spielte oder ob auch aussersprachliche Faktoren einen Einfluss hatten.

Was Frage 12 betrifft, in der es um die den Dialekten zugeordneten Eigenschaften ging, so kam wie erwartet eine sehr grosse Anzahl an Assoziationen zusammen. Um diese übersichtlicher zu machen, sei im Folgenden das von ANDERS (2010, S. 267–275) entwickelte und auch bei HUNDT (2010, S. 202–206) verwendete Schema zur Klassifikation von Merkmalen verwendet.⁵ In diesem Schema werden die von den linguistischen Laien genannten Merkmale in die vier Grossgruppen «Lautliche Assoziationen», «Morphosyntaktische Assoziationen», «Wortassoziationen» und «Aussagen zur regionalen Varietät» eingeteilt. Jede dieser Gruppen enthält weitere Unterkategorien. Im

5 Die folgende Beschreibung erfasst aus Platzgründen nicht alle Aspekte des Schemas, sondern konzentriert sich vor allem auf diejenigen Kategorien, die bei der Auswertung der Deutschschweizer Fragebögen häufig vorkamen. Für eine detaillierte Beschreibung und Erläuterung des Klassifikationssystems sei auf ANDERS (2010, S. 269–275) verwiesen.

Folgenden sollen die deutlichsten und interessantesten Tendenzen in Bezug auf die häufig genannten Dialekte erwähnt und mit Hilfe von ANDERS' (2010, S. 269) Klassifizierungssystem eingeordnet werden.

Beginnen wir mit dem Aargauer Dialekt. Die meisten Aussagen beziehen sich darauf, dass dieser Dialekt wenig eigenständig sei und eine Mischung oder einen Durchschnitt darstelle. Einige Beispiele für Assoziationen zum Aargauer Dialekt sind: *ähnlich wie Zürich, ähnlich gemächlich wie Berndeutsches, etwas zwischendrin, Durchschnitt, Mischung ZH und BE, nicht speziell, nicht eigenständig, ohne Ecken und Kanten, weder Fisch noch Vogel, nervige Autofahrer*. Viele linguistische Laien scheinen also mit dem Aargauer Dialekt keine spezifischen lautlichen, morphosyntaktischen oder lexikalischen Merkmale zu verbinden, sondern vielmehr ihn als einen Mischdialekt zu betrachten, der sich irgendwo zwischen Zürich und Bern befindet und wenig eigene Alleinstellungsmerkmale besitzt. Ganz anders sieht dies beim Appenzeller Dialekt aus, wo neben Verweisen auf die Eigenständigkeit des Dialekts und dessen Besonderheit Merkmale aus allen Kategorien genannt werden. Sehr häufig beziehen sich die Beschreibungen auf aussersprachliche Merkmale der Region Appenzell. Beispiele sind: *speziell, eigenständig, eigenes Volk, authentisch, bäuerlich/Bauern/Buurä-Dialekt, hinterwäldlerisch, Bergregion, Käse, Jodel, urchig, ländlich*. Zum Berndeutschen findet sich erwartungsgemäss eine sehr grosse Fülle an Assoziationen. Interessanterweise treten hier aber auch sehr viele Wiederholungen bestimmter Merkmale auf. So wurde der Berner Dialekt 27-mal als *gemütlich* und 40-mal als *langsam* bezeichnet, daneben wiederholt als: *sympathisch, behäbig, angenehm, gemächlich, ruhig, rund, weich*. Schliesslich verdienen beim Berndeutschen die ebenfalls genannten relationalen Dialektbeschreibungen «Musik» und «Singer-Songwriter» Beachtung, da sie ein Thema aufgreifen, das auch im öffentlichen Diskurs zum Berndeutschen zentral ist. Sehr viel heterogener fallen die Assoziationen dagegen zum Basler Dialekt aus. Eine leichte Tendenz zeigt sich lediglich bei Bezeichnungen wie: *aristokratisch, vornehm, elitär, meh besser (= reich und angesehen, aber auch arrogant), kultiviert, arrogant, überheblich*. Das Baseldeutsche wird also von einigen Teilnehmenden gewissermassen als Oberschichts-Varietät aufgefasst.

Der Bündner Dialekt wurde ebenfalls sehr häufig erwähnt. Ihm wurden Merkmale zugeschrieben wie: *angenehm, Berge/bergig, ch durch k ersetzt, chillig, cool, easy, Ferien, gemütlich, Skifahren, selbstbewusst, urchig, warmherzig, eckig, eber kantig*. Eigenschaften wie *cool, easy* und *chillig* deuten darauf hin, dass dieser Dialekt vor allem auch im Bewusstsein jüngerer Teilnehmender eine wichtige Rolle spielt oder aber dass der Dialekt selbst von vielen Teilnehmenden als jung und modern empfunden wird. Relationale Beschreibungen beziehen sich vor allem auf die Tatsache, dass Graubünden ein Berg- und Ferienkanton ist. Auf der Ebene der lautlichen Besonderheiten

fällt die wiederholte Nennung des *kb*-Lauts auf, der den in anderen Deutschschweizer Dialekten üblichen *cb*-Laut ersetzt (vgl. HAAS 1982, S. 89). Möglicherweise sind darauf auch die qualifizierenden Beschreibungen des Dialekts als *eckig*, *kantig* und *hart* zurückzuführen.⁶

Die Innerschweizer Dialekte wurden vor allem mit den folgenden Merkmalen beschrieben: *bäuerlich*, *ländlich*, *Jodel/Jodelklub*, *bodenständig*, *gemütlich*, *Berge/bergig*, *urchig*. Vor allem die Urtümlichkeit der Dialekte scheint hier im Zentrum zu stehen. Allerdings taucht die Eigenschaft *urchig* auch bei vielen anderen Dialekten auf, darunter der Appenzeller, der Bündner und der Walliser Dialekt. Es scheint also unter den Gewährspersonen die Meinung vorzuherrschen, dass in ländlichen und gebirgigen Gebieten oftmals ein urtümlicher Dialekt gesprochen wird, der besonders typisch für die Schweiz ist. Ähnliche Merkmale wie den Innerschweizer Dialekten wurden auch dem Luzerner Dialekt zugeordnet. Er wurde unter anderem bezeichnet als: *urchig*, *typisch Schweiz*, *ländlich*, *beschaulich*, *heimatlich*. Auch hier handelt es sich also wieder um aussersprachliche Faktoren, die zur Dialektbeschreibung herangezogen werden. Eine Wortassoziation ist zudem das Wort *rüüdig*, welches mehrmals erwähnt wurde.

Die laienlinguistischen Kategorien ‹Ostschweizer Dialekt›, ‹Thurgauer Dialekt› und ‹St. Galler Dialekt› teilen viele Merkmale. Die Merkmale, die der Kategorie ‹Ostschweizer Dialekt› zugeordnet wurden, sind erwartungsgemäss oft negativ konnotiert. So finden sich unter anderem die Eigenschaften *Entengequake*, *nervig*, *schrecklich*, *scharf*, *spitz*, *reden als hätten sie ein Dauergrinsen* als Beispiele für Bewertungen oder qualifizierende Beschreibungen der Varietät. Auch auf lautliche Besonderheiten wird hier vermehrt eingegangen, wenn beispielsweise die Rede ist von: *e statt ä*, *nasal*, *helles a*, *nicht rollendes R*, *unschönes R*. Für den St. Galler Dialekt ergibt sich ein noch negativeres Gesamtbild. Hier kommen zu den oben genannten Attributen des Ostschweizer Dialekts Merkmale wie: *doof*, *nicht sehr elegant*, *gellend*, *grell*, *hässlich*, *Breitmaulfrosch*, *provinziell*, *giftig*, *klingt nach Schultaschenvergesser*, *können ä nicht aussprechen*. Positiv konnotierte Attribute kommen hier nur vereinzelt vor. Nicht ganz so extrem fallen die Bewertungen für den Thurgauer Dialekt aus: *ähnlich wie SG*, *ähnlich wie ZH*, *dem Hochdeutschen am nächsten*. Die positiven Merkmale zu den Ostschweizer Dialekten beziehen sich vor allem auf deren gute Verständlichkeit; so wurden beispielsweise die Assoziationen *klar*, *klare und deutliche Aussprache* und *gut verständlich* genannt. Dem Walliser Dialekt werden, ähnlich wie dem Berndeutschen, relativ homogene Merkmale zugeordnet. So finden sich

6 Vgl. dazu auch BERTHELES (2010, S. 258–261) Ausführungen zu kantigen, spitzen bzw. runden Formen, die in Experimenten bestimmten erfundenen Wörtern oder auch sprachlichen Varietäten zugeordnet wurden.

hier zahlreiche Nennungen folgender Merkmale: *unverständlich/schwer verständlich, sympathisch, speziell, eigenartig/eigenwillig, exotisch, urchig*. Mit einer positiven evaluativen Bewertung des Dialekts geht also auch die allgemeine Ansicht einher, dass dieser – auch für SchweizerInnen aus anderen Kantonen – schwer zu verstehen sei und sich stark von allen anderen Varietäten des Schweizerdeutschen abhebe. Auch einige lautliche Merkmale tauchen wiederholt auf: *viele sch, schi statt sie, ganz viele i, i- und ü-lastig, viele Umlaute, i statt ü, schöner Singsang, melodios*.

Dem Zürcher Dialekt schliesslich wird ebenfalls eine Vielfalt an verschiedenen Merkmalen zugeschrieben. Trotzdem sind viele der Eigenschaften inhaltlich ähnlich und es zeigt sich eine recht deutliche Tendenz, den Dialekt als städtisch, arrogant, direkt und schnell einzustufen. Einige häufig genannte Merkmale zum Zürcher Dialekt sind: *eingebildet/arrogant/Arroganz, Grossstadt, direkt, dominant, frech, geschäftlich, hochnäsig, klar, laut, penetrant, schnoddrig, (Züri-)Schnorre, Wohlstand, zackig, von oben herab, Selbstgefälligkeit, normaler Akzent*. Auch hier finden sich also viele negative Dialektbewertungen, allerdings beziehen sich diese, anders als bei den Ostschweizer Dialekten, weniger auf die ästhetische Qualität des Dialekts als vielmehr auf die SprecherInnen, mit denen vor allem Arroganz assoziiert zu werden scheint. Insgesamt zeigt sich also, dass die Kategorien, denen die in den Fragebögen genannten Merkmale zugeordnet werden können, von Dialekt zu Dialekt variieren. Während bei manchen Dialekten relativ viele lautliche und lexikalische Merkmale genannt wurden, wird bei anderen Dialekten fast nur auf Aussersprachliches zurückgegriffen.

Vergleichen wir diese Ergebnisse nun mit dem Teil des Fragebogens, in dem beliebte und unbeliebte Dialekte aufgelistet werden sollten (Frage 13). Die folgenden Tabellen zeigen für die Kategorien «angenehm» und «unangenehm» die fünf häufigsten Zuordnungen.

Dialektbezeichnung	Anzahl Nennungen «angenehm»
Bündner Dialekt	51
Berner Dialekt	49
Walliser Dialekt	46
Appenzeller Dialekt	26
Basler Dialekt	24

Tab. 3: Die fünf häufigsten Dialekte in der Spalte «angenehm – höre ich gern»

Dialektbezeichnung	Anzahl Nennungen «unangenehm»
Basler Dialekt	35
St. Galler Dialekt	29
Zürcher Dialekt	28
Walliser Dialekt	15
Thurgauer Dialekt	14

Tab. 4: Die fünf häufigsten Dialekte in der Spalte «unangenehm – höre ich nicht gern»

Betrachtet man die fünf beliebtesten Dialekte, erstaunen die Resultate nicht, decken sie sich doch mehr oder weniger mit den Befunden anderer Studien (vgl. z. B. HENGARTNER 1993, S. 131). Auffällig ist die sehr positive Bewertung der Appenzeller Mundart, die üblicherweise als unbeliebt gilt (Graf 2012, S. 70; HENGARTNER 1993, S. 131). Dies ist nicht durch die relativ hohe Anzahl Teilnehmender aus der Ostschweiz bedingt; gerade diese stehen dem Appenzeller Dialekt oft eher kritisch gegenüber. Bezüglich der unbeliebten Dialekte war zu erwarten, dass dort der Thurgauer und der St. Galler Dialekt weit vorne liegen würden. Erstaunlich ist jedoch, dass auch der Basler und der Walliser Dialekt unter den fünf unbeliebtesten Dialekten anzutreffen sind, gehören sie doch auch zu den fünf beliebtesten. Diese Dialekte scheinen also zu polarisieren. Während dies beim Basler und dem Zürcher Dialekt bei allen ProbandInnen der Fall ist, erfährt der Walliser Dialekt vor allem in der Gruppe der OstschweizerInnen negative Bewertungen; die anderen Teilnehmenden stufen ihn viel häufiger als sympathisch ein.

Die Fragen 14 und 15 sollten zwei wichtige Merkmale einer Standardvarietät erfassen: Seriosität und Eignung zur überregionalen Kommunikation. Bei beiden Fragen ist der Zürcher Dialekt führend, gefolgt von St. Gallen und Thurgau beim Kommunikationswert und dem Berner Dialekt sowie der Antwort «keiner/keine Angabe/keine Meinung» bei der Seriosität. Diese dritte Antwort lässt sich möglicherweise dadurch erklären, dass viele Gewährspersonen Dialekte als informelle Sprache empfinden, mit der sie Herzlichkeit und Witz, nicht aber Seriosität verbinden, die sie wiederum dem formellen Standarddeutsch zuschreiben. Bei der Frage nach der Seriosität sind die Antworten recht weit gestreut und es lassen sich kaum eindeutige Schlüsse ziehen. Ein etwas klareres Bild ergibt sich bei der Frage nach der Eignung zur landesweiten Kommunikation. Interessant ist hier, dass der Thurgauer und der St. Galler Dialekt allein durch Nennungen von Ostschweizer ProbandInnen in die vorderen Ränge gelangt sind. Die anderen Teilnehmenden führten als erste drei Dialekte den Zürcher, den Aargauer und den Luzerner

bzw. Basler Dialekt an. Ganz anders als die Fragen nach dem Gefallen der Dialekte zeigt also diese Frage ein grosses linguistisches Selbstbewusstsein der Ostschweizer Gewährspersonen in Bezug auf ihren eigenen Dialekt. Bei den Begründungen, warum gerade diese Dialekte sich gut für die landesweite Kommunikation eignen, gaben viele Teilnehmende an, sie seien klar und gut verständlich oder stünden dem Standarddeutschen nahe. Auch dass Sprecher und Sprecherinnen der Ostschweizer Dialekte beim Gebrauch von Fremdsprachen und dem Standarddeutschen einen geringeren Akzent hätten, wurde als Grund angegeben. Es scheint also, dass die ProbandInnen aus der Ostschweiz in dieser Frage die Chance sehen, doch noch eine positive Seite ihres eigenen Dialekts aufzuzeigen, zumal sie sich ja, wie die obigen Auswertungen ergeben haben, der Unbeliebtheit desselben bewusst sind und auch dazu tendieren, ihn selbst als nicht sehr schön zu empfinden.

Zusammenfassend kann man konstatieren, dass die Menschen aus der Ostschweiz ihre eigenen Dialekte als am besten geeignet für die landesweite (und internationale) Kommunikation betrachten, während Gewährspersonen aus anderen Deutschschweizer Kantonen diese Rolle am ehesten dem Zürcher und dem Aargauer Dialekt zuschreiben. Im Hinblick auf PRESTONS (2002, S. 58) These zum *«symbolic linguistic capital»* ergeben diese Resultate durchaus Sinn. In seinen Studien in den USA geniessen die als am standardnächsten empfundenen Varietäten den höchsten sozialen Status. Sprecher und Sprecherinnen von Dialekten aus dem Süden, wie etwa Texas oder Alabama, sind sich bewusst, dass ihre Dialekte als weit entfernt vom *«korrekten»* Standardenglisch gelten und deshalb stigmatisiert sind. Sie bezeichnen denn auch ihren eigenen Dialekt als wenig korrekt, machen dies aber auf der Ebene der *«pleasantness»* wieder wett, indem sie ihren Dialekt als charmant und sympathisch, geeignet für freundschaftliche und herzliche Kommunikation, bezeichnen. Die Sprecher und Sprecherinnen der Varietäten mit hohen *«correctness»*-Werten, also etwa derjenigen von Michigan, bewerten die südlichen Dialekte hingegen als nicht sehr angenehm und überhaupt nicht korrekt. Wenn man nun von der Hypothese ausgeht, dass sich in der Schweiz aufgrund des Mangels einer schweizerdeutschen Standardsprache bzw. des schwierigen Verhältnisses vieler Menschen zum Standarddeutschen der soziale Status einer Varietät vor allem aus ihrer *«pleasantness»*, also ihrem angenehmen Klang, und nicht aus ihrer Standardnähe ergibt, so bestätigen die obigen Resultate Prestons Annahmen. Personen, die eine Varietät mit niedrigem sozialem Status sprechen – also diejenigen ProbandInnen, die einen Ostschweizer Dialekt sprechen –, werten ihren Dialekt dadurch auf, dass sie ihm *«symbolic linguistic capital»* auf der Ebene der *«correctness»*, also der Standardnähe und Eignung für formelle und überregionale Kommunikation, zusprechen. Andere Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen, deren Dialekt nicht stigmatisiert ist, gewinnen dem Ostschweizer Dialekt jedoch insgesamt fast nichts Positives ab und sind auch nicht der Ansicht, dass er ei-

nen besonders hohen Kommunikationswert habe. So lässt sich eine Analogie zwischen PRESTONS (2002) Erkenntnissen und den Resultaten der Deutschschweizer Studie herstellen, auch wenn die hier beschriebenen Tendenzen in einer grösser angelegten Studie bestätigt werden müssten.

Die Frage, ob Dialekte im Allgemeinen als wichtig für die Deutschschweiz empfunden werden, beantwortete erwartungsgemäss die Mehrheit der Teilnehmenden mit *Ja*. 81 % der Gewährspersonen sind der Ansicht, dass Dialekte grundsätzlich wichtig sind, 19 % sehen dies nicht so. Dabei muss angemerkt werden, dass die Antworten nicht immer ganz eindeutig waren; da die Frage offen gestellt war, antworteten einige Gewährspersonen, dass ihrer Meinung nach Dialekte nur für bestimmte Bereiche wichtig seien, oder aber dass sie sie zwar schätzten und unterhaltsam oder charmant, jedoch nicht wirklich wichtig fänden. Auffällig ist, dass viele Gewährspersonen eine recht ausführliche und emphatische Antwort gaben. Die Personen, die der Ansicht sind, dass Dialekte wichtig für die Deutschschweiz sind, begründen dies meist damit, dass sie Zusammenhalt stiften und die Identifikation mit dem Herkunftsort unterstützen. Auch dass Dialekte ein Kulturgut sind, zur kulturellen Vielfalt beitragen und die Besonderheit der Schweiz gegenüber anderen Ländern betonen, sind häufig genannte Gründe sowie die Tatsache, dass Dialekte für Gesprächsstoff und Spass sorgen. In den kritischeren Kommentaren wird meist darauf hingewiesen, dass Dialekte bei der Kommunikation – gerade auch mit Personen, die nicht aus der Schweiz kommen – ein Hindernis darstellen können und dass sie die Kompetenz der Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen in der deutschen Standardsprache beeinträchtigen. Ein weiterer Punkt, der in vielen Kommentaren angesprochen wird, ist die Vermischung der Dialekte aufgrund der wachsenden Mobilität. Diesem auch schon im öffentlichen Diskurs häufig auftauchenden Topos begegnen die meisten Teilnehmenden eher kritisch: Sie befürchten, dass in der Zukunft ein Aussterben der Dialekte und damit auch eines Stücks schweizerischer Kultur bevorsteht. Es gibt jedoch auch einige Gewährspersonen, die dieser Entwicklung positiv gesinnt sind und der Meinung sind, auch die Sprache solle mit der Zeit gehen und sich den Gegebenheiten der modernen Welt anpassen. Auf jeden Fall zeigen die Resultate klar, dass Dialekte ein Thema sind, über das Menschen in der Deutschschweiz gerne sprechen und nachdenken und für das die Mehrheit der Teilnehmenden Faszination und Sympathie empfindet.

5 Abschliessender Vergleich der Ergebnisse

Im Vergleich der diskurslinguistischen und der wahrnehmungsdialektologischen Untersuchung zeigt sich, dass viele zentrale Befunde in beiden Teilen sichtbar werden. Ein Thema, das sowohl im öffentlichen Diskurs als auch in vielen Fragebögen aufgegriffen wird, ist die Annäherung der Dialekte aneinander und das drohende Verschwinden der Schweizer Dialektlandschaft, gegenüber dem die meisten Menschen negativ eingestellt sind. Weiter ist die Unbeliebtheit der Ostschweizer Dialekte sowohl im öffentlichen Diskurs als auch in den von linguistischen Laien ausgefüllten Fragebögen ein Thema. Bezeichnungen wie *spitz*, *grell*, *schrecklich* oder *giftig* werden sowohl in den Zeitungsartikeln und dem Online-Forum als auch in den Fragebögen wiederholt verwendet. Zudem scheint sich der im Mediendiskurs konstatierte Minderwertigkeitskomplex der OstschweizerInnen in Bezug auf ihre Mundart in den Fragebögen ein Stück weit zu bestätigen, wenn man die Angaben zum Gefallen des eigenen Dialekts und der vermuteten Beliebtheit desselben bei anderen betrachtet. Es kann daher angenommen werden, dass der öffentliche Diskurs zu den verschiedenen Deutschschweizer Dialekten und die Spracheinstellungen der linguistischen Laien sich wechselseitig beeinflussen. In den untersuchten Printmedien werden in der Gesellschaft beobachtete Sachverhalte thematisiert, es ist aber auch wahrscheinlich, dass die wiederholte Abwertung der Ostschweizer Dialekte im öffentlichen Diskurs dazu beiträgt, dass die Sprecherinnen und Sprecher dieser Varietäten eine eher negative Wahrnehmung derselben haben. Auch die besonders positiv bewerteten Dialekte decken sich in beiden Untersuchungen. Es sind dies der Berner, der Bündner und der Walliser Dialekt, wobei letzterer nur im Printmediendiskurs klar als beliebt dargestellt wird, während er in den Fragebögen polarisiert. Zu den Dialekten Graubündens und Berns wird jedoch nur selten etwas Negatives gesagt. Am ehesten geschieht dies im Online-Forum, wo zu jedem Dialekt sowohl euphorische als auch ablehnende Kommentare zu finden sind. Interessant ist in Bezug auf diese beiden Varietäten auch, dass die jeweiligen Konnotationen in beiden Teiluntersuchungen sehr ähnlich sind. So wird der Berner Dialekt vorwiegend für seinen schönen Klang und seine Gemütlichkeit gelobt, während der Bündner Dialekt vor allem auch mit positiven Eigenschaften der SprecherInnen (*cool*, *sexy* oder *sympathisch*) in Verbindung gebracht wird.

Ein auffälliger Unterschied zwischen dem öffentlichen Diskurs und den laienlinguistischen Fragebögen besteht in den am häufigsten genannten Dialekten. Während dies in den Zeitungsartikeln allen voran der Zürcher Dialekt gefolgt vom St. Galler und dem Berner Dialekt sind und der Basler Dialekt erst nach den Dialekten von Graubünden und der Ostschweiz kommt, wird die Liste der wahrnehmungsdialektologischen Untersuchung vom Berner

Dialekt angeführt, gefolgt von den Dialekten Zürichs und Basels, die sich den zweiten Rang teilen. Man könnte also die Hypothese aufstellen, dass die linguistischen Laien in den Sprachkarten vor allem diejenigen Dialekte einzeichnen, die aufgrund ihrer Prägnanz oder aber der Bedeutung der dazugehörigen Regionen sehr bekannt sind, für den öffentlichen Diskurs aber vor allem auch diejenigen Mundarten von Interesse sind, die einen schlechten Ruf haben oder stark polarisieren. Was die Verständlichkeit eines Dialekts betrifft, so lässt sich feststellen, dass der Walliser Dialekt in allen untersuchten Bereichen als unverständlichster Dialekt gilt. Dagegen kristallisiert sich keine Varietät heraus, die gemeinhin als am verständlichsten wahrgenommen wird. Es gibt jedoch die Tendenz, dass Personen aus der Ostschweiz ihren eigenen Dialekt als am besten verständlich betrachten, möglicherweise, um damit eine positive Seite dieser allgemein unbeliebten Varietät hervorzuheben.

Damit komme ich zum Schluss: Die zwei kleinen empirischen Untersuchungen, die in der vorliegenden Studie durchgeführt wurden, haben gezeigt, dass sich öffentlicher Diskurs und persönliche Einstellungen zu sprachlicher Variation gegenseitig bedingen und beeinflussen. Während aber vor allem in den Printmedien oft verallgemeinert wird, haben die Fragebögen gezeigt, dass individuelle Einstellungen trotz einflussreichen Stereotypen sehr vielschichtig sind und sich von Person zu Person unterscheiden. Gerade die freien Assoziationen mit verschiedenen Dialekten ergaben eine enorme Vielzahl an interessanten, überraschenden Nennungen von sprachlichen und ausersprachlichen Merkmalen.

Bibliographie

- ALBERT, RUTH und MARX, NICOLE (2010): Empirisches Arbeiten in Linguistik und Sprachforschung. Anleitung zu quantitativen Studien von der Planungsphase bis zum Forschungsbericht, Tübingen (Narr Studienbücher).
- ANDERS, CHRISTINA ADA (2010): Wahrnehmungsdialektologie. Das Obersächsische im Alltagsverständnis von Laien, Berlin.
- BERTHELE, RAPHAEL (2006): Wie sieht das Berndeutsche so ungefähr aus? Über den Nutzen von Visualisierungen für die kognitive Laienlinguistik, in: Raumstrukturen im Alemannischen. Beiträge der 15. Arbeitstagung zur Alemannischen Dialektologie, Schloss Hofen, Lochau (Vorarlberg) vom 19. – 21.9.2005, hg. v. HUBERT KLAUSMANN, Graz, S. 163–175.
- BERTHELE, Raphael (2010): Der Laienblick auf sprachliche Varietäten. Metalinguistische Vorstellungswelten in den Köpfen der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer, in: Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie, hg. v. CHRISTINA ADA ANDERS et al., Berlin/New York, S. 245–267.

- CASPER, KLAUDIA (2002): *Spracheinstellungen. Theorie und Messung*, Heidelberg (Heidelberger Schriften zur Sprache und Kultur 6).
- CHRISTEN, HELEN (1998): *Dialekt im Alltag. Eine empirische Untersuchung zur lokalen Komponente heutiger schweizerdeutscher Varietäten*, Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik 201).
- GRAF, MARTIN HANNES (2012): *Thurgauer Mundart in Geschichte und Gegenwart*, Bern (Sprachen und Kulturen 5).
- HAAS, WALTER (2004): *Die Sprachsituation der deutschen Schweiz und das Konzept der Diglossie*, in: *Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum*, hg. v. HELEN CHRISTEN, Wien, S. 81–110.
- HENGARTNER, THOMAS (1993): *Faktoren der Einschätzung schweizerdeutscher Dialekte*, in: *Contributions aux 4èmes rencontres régionales de linguistique*, Bâle, 14–15 septembre 1992, hg. v. GEORGES LÜDI und CLAUDE ANNE ZUBER, Basel, S. 127–141.
- HENGARTNER, THOMAS (1995): *Dialekteinschätzung zwischen Kantonsstereotyp und Hörbeurteilung. Faktoren der Einschätzung schweizerdeutscher Dialekte*, in: *Alemannische Dialektforschung. Bilanz und Perspektiven*, hg. v. HEINRICH LÖFFLER, Tübingen/Basel (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 68), S. 81–96.
- HOFER, LORENZ (1997): *Sprachwandel im städtischen Dialektrepertoire. Eine variations-linguistische Untersuchung am Beispiel des Baseldeutschen*, Tübingen/Basel (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 72).
- HOFER, LORENZ (2002): *Zur Dynamik urbanen Sprechens. Studien zu Spracheinstellungen und Dialektvariation im Stadtraum*, Tübingen/Basel (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 71).
- HOFER, LORENZ (2004): *Sprachliche und politische Grenzen im (ehemaligen) Dialektkontinuum des Alemannischen am Beispiel der trinationalen Region Basel (Schweiz) in Karten von SprecherInnen*, in: *Linguistik Online* 20, 3/04, S. 23–46.
- HUNDT, MARKUS (2010): *Bericht über die Pilotstudie «Laienlinguistische Konzeptionen deutscher Dialekte»*, in: *Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie*, hg. v. CHRISTINA ADA ANDERS, Berlin, S. 179–220.
- HUNDT, MARKUS et al. (2010): *Gegenstand und Ergebnisse der Wahrnehmungsdialektologie (Perceptual Dialectology)*, in: *Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie*, hg. v. CHRISTINA ADA ANDERS, Berlin, S. XI–XXI.
- LONG, DANIEL und PRESTON, DENNIS (Hgg.) (2002): *Handbook of Perceptual Dialectology*, Band 2, Amsterdam.
- NIEDZIELSKI, NANCY A. und PRESTON, DENNIS R. (2003): *Folk Linguistics*, Berlin/New York.
- PRESTON, DENNIS R. (1989): *Perceptual Dialectology. Nonlinguists' Views of Areal Linguistics*, Dordrecht.
- PRESTON, DENNIS R. (Hgg.) (1999): *Handbook of Perceptual Dialectology*, Band 1, Amsterdam.

- PRESTON, DENNIS R. (2002): Language with an Attitude, in: *The Handbook of Language Variation and Change*, hg. v. J.K. CHAMBERS et al., Malden/Oxford/Carlton, S. 40–66.
- RIS, ROLAND (1992): Innerethnik der deutschen Schweiz, in: *Handbuch der schweizerischen Volkskultur*, Band II, hg. v. Paul Hugger, Basel, S. 749–766.
- SCHARLOTH, JOACHIM (2005): Asymmetrische Plurizentrität und Sprachbewusstsein. Einstellungen der Deutschschweizer zum Standarddeutschen, in: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 33, S. 236–267.
- SIEBENHAAR, BEAT (2000): Sprachvariation, Sprachwandel und Einstellung. Der Dialekt der Stadt Aarau in der Labilitätszone zwischen Zürcher und Berner Mundartraum, Stuttgart.
- SIEBENHAAR, BEAT (2002a): Dialektwandel und Einstellung – Das Beispiel der Aarauer Stadtmundart, in: *Present-Day Dialectology. Problems and Findings*, hg. v. JAN BERNS et al., Berlin/New York (*Trends in Linguistics: Studies and Monographs* 137), S. 313–332.
- SIEBENHAAR, BEAT (2002b): Sprachliche Varietäten in der Stadt Bern und was die Sprecher davon halten, in: *Germanistik in der Schweiz. Online-Zeitschrift der Schweizerischen Akademischen Gesellschaft für Germanistik* 1, S. 5–18.
- SPITZMÜLLER, JÜRGEN / WARNKE, INGO H. (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin.
- WERLEN, IWAR (1980): R im Schweizerdeutschen, in: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 47, S. 52–76.
- WERLEN, IWAR (1985): Zur Einschätzung von schweizerdeutschen Dialekten, in: *Probleme der schweizerischen Dialektologie; 2. Kolloquium der Schweizerischen geisteswissenschaftlichen Gesellschaft*, hg. v. IWAR WERLEN, Fribourg, S. 195–266.

Anhang

Fragebogen: Dialekte der Deutschschweiz

Vielen Dank, dass Sie bereit sind, an dieser Befragung teilzunehmen! Es geht darum, Vorstellungen und Einstellungen der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer zu den verschiedenen schweizerdeutschen Dialekten zu erfassen. **Es gibt daher keine richtigen oder falschen Antworten**, vielmehr soll der Fragebogen über Ihre **persönlichen Meinungen zu den Dialekten** Aufschluss geben!

1. Wie alt sind Sie? _____ Jahre
2. Geschlecht? männlich _____ weiblich _____
3. Momentan ausgeübter Beruf: _____
4. Bisher höchster erreichter Bildungsabschluss: _____
5. Wo sind Sie aufgewachsen? (Ort/Kanton) _____ /

6. Haben Sie längere Zeit an einem anderen Ort/in einem anderen Kanton gelebt? Wenn ja: wo? Und wie lange?
7. Was ist Ihr momentaner Wohnort (Ort/Kanton)? _____ /

8. Welchen Dialekt sprechen Sie selbst?

Wie gefällt Ihnen Ihr eigener Dialekt? (Zutreffendes bitte ankreuzen)

sehr gut _____ gut _____ neutral _____
eher nicht _____ überhaupt nicht _____

Wie gut gefällt Ihrer Meinung nach Ihr Dialekt den Menschen, die nicht aus Ihrer Region kommen?

sehr gut _____ gut _____ neutral _____
eher nicht _____ überhaupt nicht _____

9. Bitte zeichnen Sie auf der beiliegenden Karte alle Ihnen bekannten Regionen ein, wo ein schweizerdeutscher Dialekt gesprochen wird, und versuchen Sie, diese Regionen mit Dialektnamen zu versehen. Markieren Sie anschliessend mit einem Kreuz, zu welcher Region/ welchen Regionen Sie sich zugehörig fühlen.
10. Welche Eigenschaften fallen Ihnen spontan zu den einzelnen Dialekten ein, die Sie auf der Karte eingezeichnet haben?
11. Welche der von Ihnen eingezeichneten Dialekte finden Sie angenehm, welche eher unangenehm, welchen stehen Sie gleichgültig gegenüber? (Bitte tragen Sie die von Ihnen gewählten Dialektbezeichnungen in die jeweiligen Spalten ein.)
12. Welcher Dialekt eignet sich Ihrer Meinung nach am besten für die Kommunikation über die Kantons- und Landesgrenzen hinaus und warum? (Mehrfachnennungen möglich)
13. Welcher Dialekt wirkt Ihrer Meinung nach besonders seriös? (Mehrfachnennungen möglich)
14. Sind Dialekte Ihrer Meinung nach wichtig für die Deutschschweiz? Warum (nicht)?

Heft 12/2015 – Aus dem Inhalt

PHILIPP THEISOHN

Ein «starker Nekromant». Kellers «Zürcher Novellen» (1876/77) als Exorzismus

ULLA KLEINBERGER

Mehrsprachigkeit in der Spätmittelalter. Einblick in die Forschung am Departement Angewandte Linguistik der ZHAW

NICOLE EICHENBERGER

Ein vernachlässigter – ein marginaler Texttyp? Zur deutschsprachigen religiösen Kleineliteratur des Mittelalters

SERENA PANTÈ

Angst und Verzweiflung im «Meier Helmbrecht». Eine Studie zum Wortschatz der Angst

SIMON ZUMSTEG

Alterierte Identität. Heinrich Federer und sein Tessin

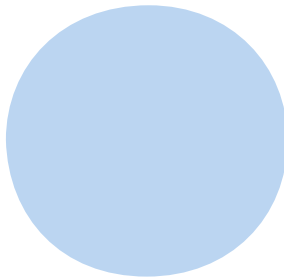
STÉPHANE MAFFLI

Literarische Vermittlung von Fremdheit. durch Mehrstimmigkeit und Sprachlosigkeit in Beat Sterchis Roman «Blösch»

REGULA GASS

Deutschschweizer Dialekte in der Öffentlichkeit. Beliebtheit, Stereotypen und Spracheinstellungen

Germanistik in der Schweiz



ISBN 978-3-9524581-0-5



9 783952 458105